Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

180 (5.8.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Der Meister der Novelle

Zu Maupassants 80. Geburtstag

Von Kurt Offenburg.

Edmond de Goncourt hat es immer übel vermerkt, daß man ihn den „gentilhomme de lettre" nannte, während Guy de Maupassant, Edelmann von Geburt wie die Goncourts, als „homme de lettres", als Berufsschriftsteller behandelt wurde. Goncourt war Schriftsteller aus ästhetischem Willen; Maupassant dagegen der große Handwerker der Feder.

Keine dichterische Begabung kann die illusionistische und sentimentale Vorstellung vom Dichter-Aestheten schlagender ad absurdum führen. Maupassant war ein brutaler und gutmütiger Gigant, ein lebenskräftiger und gieriger Genießer, und seine Werke sind nicht weniger als sein Leben in den Erhöhungen und Verzweiflungen des irdischen Daseins beschlossen.

*

Maupassants weltanschauliche Stellung ist von einem starken und einfachen Instinkt bestimmt. Sein Patriotismus und sein Haß gegen das Preußen von 1870, entspringt der natürlichen Wehrhaftigkeit des kriegerischen Mannes.

Des Dichters Seele ist, im Gegensatz zu der seines Meisters Flaubert, ohne romantische Sehnsucht. Was mysteriös, bang und geheimnisvoll durch die sachlich gestaltete Materie schimmert, ist nichts Jenseitiges; ist das unterirdisch dem Leben zugehörende Dunkle, Unergründliche: der Tod.

Flaubert hatte seinen Ueberschwang zu bändigen, um so dienender Gestalter des Lebens zu sein, wie sein künstlerischer Wille forderte. Die unterdrückte und verheimlichte Sehnsucht über das Mögliche hinaus, macht ihm die Produktion schwierig, aber sie spannt das Werk mit den Strömen der hineingepreßten Kraft. Maupassants Begabung ist von Anfang an gelöst. Die Erziehung durch seine Mutter, die Mitschülerin und Freundin Flauberts, gab dem Jungen die reinste und freieste Spähre für seine Entfaltung. Laure Le Poittevin, die sich nach einer peinlichen Ehe von dem schönen und verdorbenen Mann löste, lebte nur dafür, in Guy die Seele ihres Bruders, des Dichters Alfred Le Poittevin, wieder zu erwecken, der zum ewigen Kummer Flauberts gestorben war, ehe seine reiche Begabung sich aussprechen konnte. Flauberts Liebe zu Guy galt zuerst diesem Jugendfreund, mit dem Guy Aehnlichkeit hatte.

*

Flaubert hatte die erste Arbeit Maupassants, einen Band lyrischer Gedichte, zur Herausgabe gebracht. Aber als Maupassant mit „boule de Suif" einen unerwarteten Erfolg hat, gibt er entschlossen die Lyrik auf und wendet sich mit der nüchternen und männlichen Sachlichkeit, die ihm eigen ist, zur Prosa. Die Stoffe, alle aus dem Leben entnommen, zeigen die Menschen, wie sie sind: lächerlich-kleinlich-burlesk und rührend durcheinander, erhaben und gemein. — Jede einzelne dieser kleinen Geschichten rundet sich mit einer Leichtigkeit, die immer wieder verblüffend ist; eine jede Geschichte hat die Knappheit, die Beschränkung auf das Wesentliche der Darstellung und die Geschlossenheit, die für die Novelle schlechthin gültig ist. Die Kunst der Formung erscheint um so größer, als Maupassant die psychologische Verknüpfung mit jener zwingenden Wahrhaftigkeit durchführt, die keine bequemen Seitensprünge und Tricks erlaubt.

Form und Rhythmus gehorchen ihm wie von selbst. Arbeiter, der er war, soll er täglich sechs Seiten geschrieben haben.

*

Die straffe Energie des Menschen Maupassant durchströmt auch die Romane. In „Stark wie der Tod", „Unser Herz", „Mont Oriol" geht die Handlung in einfacher und notwendiger Entwicklung, in drängendem, flüssigem Rhythmus bis zu Ende. Die Motive sind die alltäglichsten: die illegitime Liebe mit ihren Verwirrungen; irgendeine Frau, deren Leben an einem gutmütigen und wilden Enthusiasten zerbricht; ein Mann, der von seiner phantastischen Liebeshörigkeit genarrt wird; der Tod eines Menschen, dessen künstlerische Besessenheit von der matten und vernichtenden erotischen Begierde abgelöst wird —: die paysage intime der Seele. Und um diese Helden herum, die keine Helden sind, spürt man das Leben schwingen; um sie her sieht man die Vielfältigkeit der Erscheinungen, die alle aus ihrem Zentrum erfaßt sind: Individualität eine jede, auch die flüchtigste gezeichnete Figur, lebendig bis in die Fingerspitzen, sei sie Diener oder Herzog, Fischer oder Bankier, Kokette oder Künstler, Mutter oder Geliebte. Und sprühend, kreisend, kräfteschwanger um sie herum das Meer, das der Dichter kennt, die Schluchten in dem Gebirge der Auvergne, die Absteigequartiere mit ihren versteckten Eingängen, die Räume irgendeines Ministeriums. — Es ist eine kleine Ecke Frankreichs, aus der alle diese Romane und Novellen gespeist sind.

In „Der schöne Freund" ist die Figur des animalisch verführerischen Don Juans ins Satirische gekehrt. Aber so erbarmungslos, wie hier der absolut negative Parasit, der von Weibern lebende Schmarotzer dargestellt ist, ebenso erbarmungslos ist auch die Psychologie der weniger korrumpierten Menschen und Helden im Werk Maupassants. Bei aller Einfachheit sind sie im ganzen Umfang ihres Mensch-Seins gesehen: sie sind unkompliziert, reich und voll Ueberraschungen über alle Erwartung — wie das Genie ihres Dichters.

*

Maupassant war ein Riese an geistiger und körperlicher Spannkraft. Er schwamm eine Strecke von sechs Kilometern ohne zu ermüden, war ein wilder Ruderer, ein meisterhafter Schütze, ein viveur (Lebemann) von derber Zähigkeit: er war der echte Sohn seiner heldischen Mutter, die zwei Jahre allein in den Gebirgen Korsikas umherstreifte und bei einem Erdbeben erklärte, daß sie wegen dieser Bagatelle ihr Bett nicht verlassen werde.

Und der Sohn, dieser herkulische Mensch, wehrt sich mit allen Kräften seines Willens noch gegen die Krankheit, als sie ihn tückisch und unentrinnbar umschlungen hält. Um die ersten Anzeichen, die den Niedergang ankünden, zu bekämpfen, wechselt er zwischen eiskalten Dusch und Dampfbädern, bis schließlich eines Tages die wohltätige Reaktion ausbleibt. Und als schon die ersten Halluzinationen sich in seine Arbeit schleichen, als „Wer weiß" und „Der Horla" entstehen, versucht er noch, die gräßliche Erfahrung des eigenen Leidens zu objektivieren, und aus den Nebeln, die ihn umstricken, in die klare Luft der Wirklichkeit zu gelangen.

Erst als er nach einem Selbstmordversuch wieder zu Bewußtsein kommt, gibt er den Kampf auf. Die Nacht des Wahnsinns bricht über den starken und hellen Menschen herein.

*

Biographische Einzelheiten sind in jeder Literaturgeschichte nachzulesen.

Das Kräuterweiblein

Von Anna Siemsen

Zu mir kommt allwöchentlich ein altes Weiblein. Zweiundsiebzig ist sie, wie sie selber sagt. Aber sie könnte viel älter sein, so runzlig, wetterzerbissen und wetterverfärbt ist ihr Gesicht, so krumm ihr Rücken, so knochig und verkrümmt sind ihre Hände. Sie hat immer eine Kiepe bei sich. Daraus holt sie im Winter „Rapünzchen", den Feldsalat, der in Thüringen wild auf den Feldern wächst. Den such sie sich in stundenweitem Wandern talab und hügelauf. Sie hätte das gar nicht nötig, sagt sie selbst. Sie hat Kinder und Enkel. Bei ihnen hat sie jahrelang gewohnt: Kinder gehütet, Essen gekocht, Strümpfe gestopft. Aber der Kleinbäuerin gefiel das schlecht. Sie war das Leben und die Arbeit im Freien gewohnt. Und „man will doch gern seine Sache für sich haben." So wohnt sie jetzt in zwei Stüblein allein, hat ihr sehr kleines Ausgedinge, ein paar Gartenbeete, ein paar Hühner, eine Ziege. Und sie wandert Tag für Tag bei gutem und schlechtem Wetter und sammelt — Feldarbeit kann sie nicht mehr tun —, was auf den Hügelabhängen und in den Talgründen, im Buschwald, auf Weiden und Brachfeldern das Jahr so bringt, und was sich gut verkaufen läßt.

Das ist viel mehr, als man denken sollte. Im Winter sind's die „Rapünzchen", die alle ihr gern abnehmen. Im Frühjahr sticht sie in den Wiesen die zarten Sprossen des Löwenzahns aus. Die geben einen guten Salat. Dann kommt der Sommer und es gibt vielerlei Beren: Erdbeeren, Blaubeeren, Preißelbeeren und im Herbst ist die reichste Ernte an Pilzen vom alltäglichen Pfifferling bis zum vornehmen Champignon und Reizker. Und natürlich die Blumen. Denn Thüringen hat viele Blumen und viele Blumenliebhaber. Es ist gar nicht solch trauriges Leben, das mein Kräuterweiblein führt, obschon es ärmlich und mühselig genug ist. Sie wandert gern. Sie kennt und liebt Regen und Sonnenschein und freie Luft. Und sie kennt und liebt vor allem die Wälder und Felder mit allem was darauf gedeiht. Und sie ist nicht die einzige, die so als Sammlerin sich ihr bißchen Nahrung holt. Es gibt manch alte Männlein und Weiblein, die es ihr gleich tun. Und wie viele Kinder tun diese Arbeit. Kaum eine Bauernfrau kommt auf den Wochenmarkt, die nicht neben ihrer Ernte aus Obst und Gemüse, Eiern und Butter solche Sammelfrüchte hat, wenn es auch nur ein paar Bündel Brunnenkresse sind, oder in paar Sträußchen Märzenbecher.

Wer nicht mehr oder noch nicht die volle schwere Landarbeit tun kann unter diesen Kleinbauern, der hilft, indem er sammelt, „was uns von selbst zuwächst".

So hält sich hier mitten in unserer modernen Wirtschaft, die so kompliziert und rationalisiert ist, ein Stückchen ganz urältester Menschnarbeit an den Rändern dieser unserer entwickelten Kultur. Denn alle Menschenarbeit hat ja so angefangen mit Sammeln. Und es gibt heute noch kleine Ueberreste solcher Urkultur im Innern Australiens, in den Steppen und Buschwäldern Südafrikas, auf manchen entlegenen Inseln des Ozeans, wo Menschenhorden als „Sammler und Jäger" umherziehen. Während da die Männer mit Bogen und Pfeil oder mit Bumerangs vor allem Tiere jagen, machen es die Frauen nicht anders, als mein Kräuterweiblein. Sie suchen Kräuter und Beeren, Pilze und Knollen, wie das unser aller Vormütter vor Jahrtausenden oder Jahrzehntausenden getan haben.

Wir können heute noch an einigen anderen Völkerschaften beobachten, wie aus diesem Sammeln langsam der Ackerbau entstanden ist. Man steckte Knollen und Runken in die Erde, die man mit Stöcken lockerte. Man säte Samen, und nach ein paar Wochen und Monaten kam man wieder vorbei an dieser Stelle, um nachzusehen, was aus dieser Art geworden war. So wurden Beete und Gärten im Walde. Aus den Gärten wuchsen Felder. Aus den Sammlerinnen wurden Frauen, die Hackbau trieben. Und nun gings unaufhaltsam weiter: zur festen Siedlung, zur Ackerwirtschaft, zu Handwerk und Dorfwirtschaft, zur Stadt, und schließlich in langen Jahrtausenden zu unserer technisch so vollkommenen Zivilisation. Felder und Wiesen fraßen den Wald und die Steppe. Das Privateigentum fraß das Gemeinrecht aller an allem, was auf Erde wächst. Heute muß sich sogar das Kräuterweiblein einen Erlaubnisschein holen, wenn sie ihre Kräuter und Rapünzchen sammeln will. Und was früher die Nahrung der Menschen war, das ist jetzt eine hübsche Abwechslung und Zugabe geworden, wenn wir unserer allzu zivilisierten Nahrung müde sind.

Sammeln und Jagen, die Hauptnahrungsquellen der Menschen sind nur noch Randbeschäftigungen sehr verschiedener Art. Ein Luxus der Reichen und Vornehmen und durch Jahrhunderte gepflegtes Herrenrecht dieses; jenes die Arbeit und letzte Hilfsquelle der ganz Armen und Hilflosen.

Nur unsere Kinder, die machen keinen Unterschied. Wie sie in ihren Spielen sehr viel allerälteste Menschenarbeit und Sitte aufbewahren, so auch hier. Wenn die Jungen mit „Flitzbogen" schießen, wenn die Mädel Beeren sammeln gehen, so ahmen sie die allerälteste Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern nach und durchleben im Spiele das Leben vergangener Jahrtausende.

Mein Kräuterweiblein aber würde wohl sehr erstaunt sein, wenn ich ihr sagte, daß ihr Rapünzchensammeln der Anfang gewesen ist für die ganze große Arbeit der menschlichen Zivilisation, und also genau so vornehm wie die Hirsch- und Wildschweinjagden von weiland Kaiser Wilhelm. Genau so vornehm, aber weitaus nützlicher, menschlicher, liebenswerter.

Allerlei Winke

Kalter Tee hat eine vielseitige Verwendungsmöglichkeit. Er gibt Spitzen eine wundervolle Tönung. Nachdem man die Spitzen gewaschen hat, gebe man dem letzten Spülwasser etwas kalten schwarzen Tee bei.

*

Man mische eine starke Lösung Tee mit Wasser, um gelackte Holzmöbel zu reinigen. Man lasse die Lösung auf dem Holz trocknen und poliere dann mit einem alten seidenen Taschentuch nach.

*

Auch zum Reinigen von Spiegeln und Glaswaren ist Tee ein ausgezeichnetes Mittel. Es gibt ihnen einen wundervollen Glanz. Man gieße eine reichliche Menge Tee in das Wasser, mit dem das Glas gereinigt werden soll.

Die Himmelsschuhe

Novelle von Louise Schulze-Brück

16 Copyright by Hesse u. Becker Verlag, Leipzig

(Nachdruck verboten.)

IV.

Die Busche-Lies wurde wach am Morgen, weil jemand sie jammervoll rief: „Tant, Tant."

Erschrocken fuhr sie in die Höhe. Da saß die Lisett, in ihrem Bett, sah mit wilden, verstörten Augen ins Leere, griff mit den Händen haltlos um sich und jammerte mit heiserer Stimme, „Tant, Tant." Und dann wieder: „Franz, Franz."

Und dann schrie sie in abgerissenen Sätzen tolles Zeug. Von Totenbänden, von Himmelsschuhen, von einem schwarzen Gespenst, das in der Luft flog. Und als die Lies sie voll Schreck umfaßte, da wehrte sie sich mit der Kraft höchster Angst:

„Hol mich nicht, mach mich nicht tot."

Als am Tage darauf der Halfen-Fritz begraben wurde, da wars kein Wunder, daß die Busche-Lies nicht dabei war. Und die Klatschbasen, die sich schon darauf gespitzt hatten, wie die Lies sich betragen würde bei der Leiche, ob sie kommen würde oder nicht, kamen nicht auf ihre Kosten. Denn die Lisett lag in einem schweren Nervenfieber auf den Tod, und der Doktor hatte gesagt, wenn das so fortginge, dann müßte eine Schwester aus der Stadt zur Pflege herbei, weil die Lies die Kranke kaum bändigen konnte, die aus dem Bette herausspringen und zur Tür hinaus wollte. Und wenn einer an dem Häuschen der Busche-Lies vorbeiging, dann hörte man sie schreien, wie ein Mensch in höchster Todesgefahr und -not wohl schreit.

Als die Glocken zum erstenmal läuteten zum Begängnis, da saß die Busche-Lies am Bett ihres Kindes, das gerade ein wenig eingeschlafen war. Sie sah die schwarzgekleideten Menschen feierlich vorüberziehen — im Vorbeigehen fiel dann jedesmal ein verstohlener Blick nach ihrem Fenster — aus jedem Haus kamen sie, die Männer in langen Bratenröcken und in Zylinderhüten, die manchmal sich oben erweiterten und einen ganz breiten Rand hatten, manchmal sich sackig verengten und schmalrandig waren, die Frauen im faltigen schwarzen Kleid mit den großen Trauertüchern, die Kopf und Taille verhüllen, das große Gebetbuch in der Hand, und das Taschentuch mit dem Zweiglein Rosmarin darauf liegend, alle mit gemessenem Schritt und mit jenem Gesichtsausdruck, welcher der Gelegenheit angemessen ist; ernsthaft und würdig und doch erwartungsvoll, weil ein Begräbnis immer eine Art Fest ist und ein Genuß, wie dem Städter eine Theatervorstellung.

Und nun schlugen die Glocken zusammen, lange und feierlich. Der Klang machte die Kranke unruhig, sie bewegte sich und murmelte: „Kirche gehen." Und dann hörte die Busche-Lies das Beten der Chorknaben, die Krug und Weihkessel trugen und sich heimlich knufften, denn jeder wollte den Quast zum Besprengen mit Weihwasser tragen, weil es ein Hauptspaß war, den recht tief in den Weihkessel zu tauchen, damit die Gemeinde recht naß würde, wenn der Pastor sie nachher damit segnete.

Dann wars eine Weile still. Und dann hörte die Lies, die angestrengt hinauslauschte, das Singen des Pastors, langsam und feierlich, das gewohnheitsmäßige Antworten des Küsters, dann nach einer Pause die Stimme des Pastors anschwelend und laut: „Requiem aeternam — — —!"

Und dann das Trappeln vieler Füße, erst weit, dann näher, das Singen heller Kinderstimmen. Sie kannte das alte Begräbnislied gut genug. Und gerade als die ersten an ihrem Häuschen vorüberkamen, da klangs:

„Richter du ob Tod und Leben,
Sünder und Gerechte beben,
Wenn vor deinem Thron sie stehen,
Wenn in deinen Glanz sie sehen."

Und da kam der Pastor im schwarzen Trauerchormantel, da die Fahne der Brüderschaft, der der lange Flor gespenstisch vorauswehte, und da der Sarg.

Langsam, langsam schwankte er vorbei, den steilen Bergpfad hinan zum Kirchhof, dahinter ein paar Frauen, die Tücher vor den Augen — das mußte sein, wenn auch keine Träne floß — und dann die Männer, schwerfällig, würdig, ein bißchen verlegen, dann die Gemeinde, die Weiber alle wie auf Kommando den Blick nach ihrem Fenster richtend. Der Vorhang verbarg die Busche-Lies, die mit heißen Augen dem Sarg nachstarrte. Nun wurde er noch einmal hochgehoben, die steile Wegstelle hinan, und nun war er verschwunden. Noch eine Weile, dann fielen die Schollen darauf, dann war es vorbei. Sein Leib war begraben — um sein Hab und Gut mochten sie sich wohl am nächsten Tage zanken. Und er selber ging auf dem Dornenweg, ging ohne Schuhe, in Angst und Pein und Schmach. Ob er wohl jetzt noch wußte, wie es hier unten aussah! Wußte, was geschehen war, daß sie das getan hatte? Aug um Auge, Zahn um Zahn! So stand es ja wohl in der Bibel.

Die Lisett stöhnte, murmelte Unverständliches. Dann plötzlich schrie sie laut: „Die Schuhe, Tant, die Schuhe! Laßt ihn so nicht gehen, Tant, — ich fürcht mich — Tant".

Und dann wieder flüsternd, geheimnisvoll:

„Mutter, nun hab ich sie ihm doch angetan, nun kann er doch besser gehen."

Und dann schrie sie wieder laut auf:

„Hu, wie kalt! — Jetzt holt er mich! — Mutter!"

Und ihre Augen glühten in fieberischer Angst, ihre Lippen waren braun, aufgesprungen, wie verdorrt, und sie rang mit der Kraft der Verzweiflung gegen ihre Mutter, die mit all ihrer Stärke sie fast nicht halten konnte.

Dann lag sie wieder eine lange Weile wie betäubt, teilnahmslos, Unverständliches murmelnd.

Die Busche-Lies saß bewegungslos an dem Bett. Sie wußte, so würde es nun viele Tage sein, vielleicht Wochen. Wie das nur so auf einmal über das Mädchen gekommen war. So ein gesundes Ding, wie das immer gewesen war, keinen Tag ihres Lebens krank. Die Angst war das um ihren Schatz, die Aufregung um den — den Halfen-Fritz, die Unruh, das Mitleid ihres jungen, guten Herzens. Sie war auch einmal so jung gewesen, so gut, das war alles aus ihr ausgerissen worden, dafür war gesorgt worden, daß sie das Gutsein verlernte, das Mitleidig- und Barmherzigsein.

Sie sah ihr Kind mit heißen Augen an. Weiß Gott, wenn sie selber für die Lisett daliegen könnte, mit Freuden täte sies. Was lag noch viel an ihr? Kranke pflegen und Tote betten, alt werden und wackelig, müd zur Arbeit und doch dazu gezwungen — das war's, was ihr noch bevorstand. Und sie dachte wieder an den, der jetzt da oben lag für immer, der ihr Leben verdorben hatte. Und das fraß weiter wie eine ansteckende Krankheit. Das war auch eine Sünde der Väter, die heimgesucht wurde bis ins dritte Glied! Das konnte man nicht mit einsargen und eingraben da oben, das blieb lebendig und stiftete Unheil fort und fort.

Den fünften Tag durch hatte der Doktor tröstliche Hoffnung gegeben. Das Fieber war zurückgegangen, die Lisett lag ruhiger, manchmal schien es, als ob sie zu sich komme. Der Franz war alle Stunden dagewesen. Wie ein treuer Hund, den man fortjagt und der doch immer wieder kommt. Er hatte der Busche-Lies auch allerhand erzählen wollen, was sich in der Familie begab, aber die Lies hatte abgewehrt, „das sind meine Sachen nicht, das geht mich nichts an, da will ich nichts von wissen". Mochten die sich zanken um des Halfen-Fritz Erbe, mochten sie sich Uebles antun, soviel sie nur konnten, sich übervorteilen beim „Herausmachen vom Teil", was scherte das die Busche-Lies. Es schien ihr, als ob ihre Tochter ihr wieder mehr gehöre, seit sie krank lag, als ob der Junge gar kein Anrecht mehr auf sie habe.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg